

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 87 (1993)
Heft: 6

Artikel: NW-Gespräch mit Vre Karrer : "Frieden mit UNO-Waffen?" -
Erfahrungen in Somalia
Autor: Karrer, Vre
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Frieden mit UNO-Waffen?» – Erfahrungen in Somalia

Vre Karrer, Hebamme und Krankenschwester, religiöse Sozialistin und Pazifistin, war kurze Zeit in Somalia, wo sie mit einer Kollegin das Distrikthospital in Merca hätte eröffnen sollen. Der Krieg hat diese humanitäre Aufgabe fürs erste vereitelt. Unsere Freundin berichtet im folgenden Gespräch über ihre Erfahrungen in diesem leidgeprüften Land, vor allem auch über das katastrophale Versagen der UNO-Soldaten, insbesondere der amerikanischen Truppenkontingente, denen allen es nicht gelingt, zur einheimischen Bevölkerung eine Basis des Vertrauens zu finden. Vre Karrer, sieht sich in ihrer Überzeugung bestärkt, dass mit Waffen kein Frieden herzustellen ist, auch dann nicht, wenn sie im Auftrag der UNO zum Einsatz gelangen. Statt auf Menschen zu schießen, müssten Friedenssoldaten und -soldatinnen unbewaffnet bleiben und Hand anlegen bei den praktischen Fragen des Überlebens. Das Gespräch mit Vre Karrer führte der Redaktor am 5. Mai 1993.

Red.

Nicht länger Zuschauerin bleiben

NW: Vre Karrer, Du bist vom 22. Februar bis 3. März dieses Jahres als Krankenschwester in Somalia gewesen. Zuvor hattest Du Dich von Deinen Freundinnen und Freunden in der Schweiz mit den Worten verabschiedet: «Die traurige Situation in Somalia hat ja auch etwas mit uns und unserem Wohlstand zu tun – ich kann und will nicht mehr länger als Passiv-Zuschauerin damit leben. Wenn man mich da nicht braucht, dann eben dort, wo ich noch etwas zur medizinischen Versorgung der Bevölkerung beitragen kann.» Was heisst: «Wenn man mich da nicht braucht...»?

Vre Karrer: Ich habe auf Ende September letzten Jahres die Kündigung als leitende Schwester eines Zürcher Altersheims erhalten.

NW: Weil man Dich nicht mehr brauchte?

Vre Karrer (lacht): Eigentlich ist die Kündigung unrechtmässig erfolgt. Ich hatte im März 1992 zusammen mit Kolleginnen

eine Beschwerde bei Stadträtin Lieberherr eingereicht. Es ging um Verletzungen des Personalrechts, autoritären Führungsstil und fehlerhafte Rechnungen für Betagte, die «vermehrte Pflege» im Altersheim benötigten. Die Beschwerde wurde abgelehnt, dafür erhielt ich die Kündigung.

NW: Dass Deine Beschwerde nicht abwegig war, zeigt die Strafuntersuchung, die inzwischen gegen das Heimleiterehepaar eröffnet wurde. – Aber nun zu Deiner Arbeit in Somalia. Wie lautete Dein Auftrag?

Vre Karrer: In der somalischen Stadt Merca war die Eröffnung des Distrikthospitals geplant. Merca liegt hundert Kilometer südlich von Mogadischu. Die Infrastruktur dieser Stadt ist zusammengebrochen, das Distrikthospital noch immer geschlossen. In Merca arbeitet seit bald einem Jahr eine Freundin von mir als Krankenschwester. Sie heisst Magda Nur und ist mit einem Somalier verheiratet. Meine Aufgabe wäre es nun gewesen, zusammen mit Magda das Spital zu eröffnen. Es warten Leute auf Amputationen. Geburtshilfe sollte geleistet

werden. Mit der Eröffnung hätte auch ein medizinisches Team mit einem Chirurgen aus Deutschland die Arbeit aufgenommen.

NW: Wie konntest Du überhaupt Dein Reiseziel erreichen?

Vre Karrer: Ich bin über Kenia eingereist und am 22. Februar in *Mogadischu* angekommen. Dort wurde ich zunächst aufgehalten. Eben hatte eine grosse *Demonstration* zu neuer Gewalt geführt. Die Demonstration richtete sich gegen den Schwiegersohn von Siad Barre. Dieser Schwiegersohn hatte Kismaia eingenommen. Die alliierten Interventionstruppen liessen ihn gewähren, statt der Bevölkerung zu helfen. Die Stimmung war darüber sehr aufgebracht. Wir durften unser Hotel nicht mehr verlassen. Es hiess übrigens «Restore Hope»...

NW: ... wie George Bush die Intervention in Somalia, seine «letzte aussenpolitische Tat» am 9. Dezember 1992, nannte.

Vre Karrer: Das Hotel, das einzige, das überhaupt noch in Betrieb war, wurde ständig angegriffen. Schüsse fielen, und Handgraten wurden geworfen. Vier Tage und drei Nächte herrschte Kriegszustand. Wir wurden beschützt durch Nigerianer, Pakistani und Norweger, aber hauptsächlich durch einen Trupp von 37 US-Soldaten.

UNO-Soldaten als hilflose Helfer

NW: Hast Du dieses militärische Aufgebot wirklich als Schutz empfunden?

Vre Karrer: Ich war in einem Riesenkonflikt: Drei, vier Journalisten, meine Freundin, ihre beiden Kleinkinder und ich, also lauter Weisse werden beschützt von einem Heer von Soldaten, die mit Maschinengewehren bewaffnet sind. Es war mir dabei gar nicht wohl. Schliesslich sind wir mitverantwortlich für die Situation in Somalia.

NW: Wie meinst Du das?

Vre Karrer: Wir Weissen haben die Mordinstrumente und den Alkohol ins Land gebracht. Die Clans hatten zuvor zwar auch gegeneinander gekämpft, aber der Krieg hatte niemals dieses Ausmass angenommen wie heute. Ich spürte auch in der Bevölkerung den *Hass* gegen uns Weisse. Die meisten Afrikaner sind sich gewohnt, dass die Weissen alles besser wissen und alles dirigieren wollen.

NW: Und dieser Hass überträgt sich auf die ausländischen Truppen, die der einheimischen Bevölkerung doch gerade helfen sollten?

Vre Karrer: Ja, bestimmt. Vor allem war diese «Verteidigung» während der Demonstration gegen den Schwiegersohn von Siad Barre unangebracht. Man kann nicht mit Waffen den Frieden herstellen. UNO-Truppen müssten ausgebildet sein, mindestens Übersetzer bei sich haben, um *mit der Bevölkerung* über die Konflikte zu reden. Ich hätte mich durchaus eingemischt und gefragt: «Warum demonstriert Ihr, sollen wir mitgehen?» Wenn ich als Schwester in ein Land gehe, muss ich mich anstrengen, um mich mit den Leuten zu verständigen. Das ist auch reizvoll. Aber mit Waffen ist eine Kommunikation ausgeschlossen

Die verschiedenen UNO-Truppen kommunizieren aber nicht nur nicht mit der Bevölkerung, sondern auch nicht untereinander. Sie kennen die Sprachen der andern Nationalitäten nicht, die Nigerianer nicht diejenige der Norweger, die Norweger nicht die der Pakistani. Lange nicht alle verstehen Englisch. Die verschiedenen Truppenkontingente verhalten sich wie ein paar Staaten in einem Staat. Was diese Soldaten gemeinsam haben, sind die Waffen. Was sie verstehen, ist darum auch nur die *Sprache der Waffen*. Sie agieren nur mit Gewalt gegen Gewalt. Wenn überhaupt Helfer, sind sie die hilflosesten Helfer, die man sich vorstellen kann. Sie sind nur stark, wenn sie schiessen können, und auch das nur in der Gruppe. Ich vergesse nie jenen US-Soldaten in unserem Hotel, der auf eine angreifende Gruppe nicht zu

schliessen wagte, weil er alleine war. «Warum schiessen Sie jetzt nicht?» fragte ich. Er wusste keine Antwort. Ich sagte zu ihm: «Wenn Ihr jetzt zu fünft gewesen wäret, hätten Sie bestimmt geschossen.» Er konnte dies nur bestätigen.

NW: Wenn ich Dich recht verstehe, schiessen die UNO-Soldaten also gezielt auf Menschen?

Vre Karrer: Ich habe in grösserer Entfernung vom Hotel einen etwa 12jährigen Jungen gesehen, barfuss, mit ausgefranstem Hemd und kurzen Hosen, der in die Brust getroffen wurde. Er hatte wohl etwas in den Händen, vermutlich einen Stein, den er gegen das Hotel werfen wollte. Ich sehe ihn jetzt noch die Hände wie um Hilfe bittend in die Höhe werfen und dann vornüber stürzen. Das ist für mich *Krieg*. Da kann ich nicht von UNO und schon gar nicht von Frieden sprechen.

NW: Fühlt sich die Bevölkerung durch diese Truppen eher bedroht als beschützt?

Vre Karrer: Ich konnte keinen Schritt ausserhalb des Hotels tun, ohne rechts und links von mir einen amerikanischen Soldaten mit dem Maschinengewehr im Anschlag zu haben. Ich konnte nicht das Haus wechseln, z.B. das IKRK besuchen, ohne von einem dieser Bodyguards begleitet zu werden. Da sitzen vorn und hinten je zwei Männer mit Maschinengewehren im Anschlag. Diese Gewehre befinden sich auf der Höhe der Menschen, auch der Kinder. Es ist wohl nicht ohne Grund, dass ich in meinem ganzen Leben noch nie so *aggressive Kinder* gesehen habe. Das Beispiel dieser UNO-Truppen ist für die Entwicklung der Kinder verheerend. Dass ein Kind immer wieder diese Gewehre gegen sich gerichtet sieht, ist wirklich schlimm.

Hinzu kommt: Die UNO-Soldaten haben kugelsichere Westen, gute Unterkünfte und gute Nahrung, während es den Leuten hier am Nötigsten fehlt. Schon das ist eine unglaubliche Diskriminierung. Ohne dass man bereit ist, das *Schicksal der Leute zu*

teilen, kann man doch keine befriedete Situation herstellen. Die UNO-Soldaten müssten auch mit der Bevölkerung essen, und wenn es nur wenigstens eine Mahlzeit pro Tag wäre. Man kann sich doch nicht einfühlen, wenn man nur mit Waffen und Munition an den Leuten vorbeirast.

NW: Gab es nicht auch Schiessereien zwischen den verschiedenen Banden?

Vre Karrer: Das kann sein. Aber ich habe es nicht gesehen. Was ich gesehen habe, war ein regelrechter Krieg zwischen der Bevölkerung und den US-Truppen.

Fahrt nach Merca – eine persönliche Aktion ohne Begleitschutz

NW: Wie bist Du denn überhaupt nach Merca gekommen? Liessen Deine Bewacher Dich einfach gehen ohne Begleitschutz?

Vre Karrer: Nein, das wollten sie nicht. Am vierten Tag unter ständigem Geschützfeuer im Hotel haben wir beschlossen, eine Art «*Aktion für den Frieden*» zu unternehmen und einfach wegzugehen, ohne Waffen, ohne Munition, ohne Soldaten. Wir wollten uns kleiden wie die Somalierinnen, ein Auto organisieren und nach Merca fahren. Die Amerikaner hielten mich deswegen für «*mente*», also für geistig verwirrt. Die ununterbrochene Schiesserei habe mich wohl so mitgenommen, dass ich nicht mehr zurechnungsfähig sei. Ich entgegnete, dass wir nichts zu verlieren hätten. Wir wollten etwas Neues probieren und vor allem diese Scheisswaffen nicht mehr sehen. Ich war auch überzeugt, dass uns ohne diesen Begleitschutz nichts passieren würde. Ich hatte ja genügend Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie die Leute auf die Soldaten reagierten.

Unser Begleiter, der Mann meiner Freundin Magda, war sofort einverstanden. Ihm durften wir uns umso eher anvertrauen, als er gut Englisch sprechen und so für uns den Kontakt zu den Menschen herstellen konnte. Während meinen Auseinandersetzungen

zungen mit den Amerikanern ist er durch eine Hintertür verschwunden und hat bei Bekannten und Verwandten schliesslich ein Auto aufgetrieben. Es war zwar ohne Scheiben, aber immerhin fuhr es noch. Wir liessen Verwandte unseres Begleiters mitfahren. Gleichentags, es war am Freitag, dem 26. Februar, erreichten wir *Merca* spät in der Nacht.

NW: Und die Reise verlief ohne Zwischenfälle?

Vre Karrer: Wir wurden tatsächlich zweimal von einer Gruppe aufgehalten. Wir haben ihnen gesagt: «Ihr könnt alles nehmen. Wir haben keine Waffen. Wir wollen nur nach *Merca*, um dort das Spital zu eröffnen.» Darauf haben sie uns freundlich angeschaut, ja gelacht. Sie liessen uns passieren.

NW: Was habt Ihr an Eurem Bestimmungsort angetroffen?

Vre Karrer: Die Menschen haben uns freundlich empfangen. Allerdings mussten wir in einem leeren Haus am Boden schlafen. Denn die Wohnung von Magda und ihrer Familie war von Amerikanern beschlagnahmt worden. Am andern Morgen bin ich mit meiner Freundin arbeiten gegangen. Es warteten viele an Tuberkulose erkrankte Kinder. Zunächst machte ich fast dreihundert Streptomycin-Spritzen. Dann sind die ersten Frauen gekommen, um sich beraten zu lassen.

NW: Ich dachte, das Spital sei noch nicht eröffnet.

Vre Karrer: So ist es. Das «Spital» spielt sich zur Hauptsache unter freiem Himmel ab, zum kleineren Teil in kaputten Häusern oder unter etwas Wellblech. Es handelt sich also nur um eine *improvisierte Station*. Zuvor war der Spitalbetrieb in eine Kirche verlegt worden. Von dort wurde das Pflegepersonal mitsamt den zwei- bis dreihundert Kindern vertrieben – von Leuten, die sagten: «Die Kirche gehört uns!»

NW: Aber das Distriktspital wäre an sich bezugsbereit?

Vre Karrer: Das Distriktspital für etwa 60 000 Leute wäre gebaut. Aber es ist noch geschlossen. Es wäre unsere Aufgabe gewesen, dieses Spital zu eröffnen. Das IKRK wäre uns dabei behilflich gewesen. Inmitten des Kriegsgeschehens war es leider unmöglich, den Betrieb aufzunehmen. Es gab auch keine Ärztinnen und Ärzte. Sie waren alle weggegangen, um sich in Sicherheit zu bringen.

NW: Wer schieisst denn gegen wen in Merca?

Vre Karrer: In den drei Tagen und vier Nächten, die ich dort war, habe ich vor allem US-Soldaten gesehen, die *Lebensmittelvorräte verteidigten*. Da kommt zum Beispiel ein Familienvater mit seinen beiden Söhnen, um einen Sack Reis auf ihren Esel zu laden. Dann wird einfach geschossen, ohne Vorwarnung. Ich bin selbst zu diesen schieessenden Amerikanern gegangen und habe sie gefragt, warum sie die Leute nicht an die Vorräte liessen, warum die Lebensmittel erst in Hilfsküchen gekocht und dann verteilt werden müssten. Die Leute, die dazu in der Lage sind, können das doch selbst besorgen. Es kommen ja trotzdem noch täglich bis zu 200 000 Menschen, die sich verköstigen lassen.

Bei meinem Gespräch erhielt ich die Unterstützung von zwei IKRK-Mitarbeitern, die zufällig vorbeikamen. Früher hätte das IKRK die Leute auch nehmen lassen, was sie brauchten. Aber jetzt, seit die Amerikaner in *Merca* einen Flottenstützpunkt aufgebaut hätten, würden sie das Nahrungsmittelager mit Waffengewalt verteidigen.

Dabei sind diese Soldaten gar nicht in der Lage, die Nahrungsmittel unter die Leute zu verteilen. Du siehst riesige Lager an unverteilter Nahrungsmitteln. Wenn die Soldaten sich mit den Einheimischen nicht verständigen können, an ihnen auch kein Interesse haben und an den Leuten nur

vorbeirasen, dann ist eben auch die Verteilung der Nahrungsmittel nicht gewährleistet.

Die Soldaten haben mir im Grunde recht leid getan. Die stehen mit ihren Maschinengewehren in dieser Hitze herum und wissen nicht, was tun.

Die Amerikaner betreiben Schönfärberei

NW: Sie haben auch nichts anderes gelernt, als mit einer Waffe umzugehen.

Vre Karrer: So ist es. Und sie konzentrieren sich immer nur auf Abwehr, auf Verteidigung. Sie verharren in dieser Stellung, auch wenn sie gar nicht angegriffen werden. Davon sind selbst die Hilfswerke betroffen. Wenn Du Dir vorstellst, dass auch IKRK und UNICEF von schwerbewaffneten Militärs «verteidigt» werden, wie sollen dann diese Hilfswerke noch einen sinnvollen Dienst an der Bevölkerung leisten können? Tatsache ist, dass heute auch das *IKRK angegriffen* wird, was vor der amerikanischen Intervention noch undenkbar gewesen wäre. Das haben mir die Somalis, aber auch Mitarbeiter des IKRK selbst bestätigt.

NW: Soeben hat der scheidende Oberbefehlshaber der US-Truppen, Robert Johnson, erklärt, «er habe seinen Auftrag erfolgreich erfüllt, der Hunger sei besiegt und die Kinder in Somalia hätten das Lachen wieder gelernt» (TA, 5.5.93). Das tönt wie ein Hohn auf alles, was ich eben von Dir gehört habe.

Vre Karrer: Darüber bin ich sehr traurig. Am ersten Morgen in Merca bin ich Müttern begegnet, die, um ihre *Kinder zu retten*, Hunderte von Kilometern zurückgelegt hatten. Zuerst ist eine Frau mit einem Kleinkind gekommen, das am Sterben war. Es bekam noch eine Infusion. Aber eigentlich nur, um der Mutter zu zeigen, dass wir uns um das Kind kümmern. Nach 10 Minuten ist das Kind gestorben. Die Mutter hat es in eine Matte gewickelt und ist mit

ihm den Berg hinaufgegangen, um es zu beerdigen. Die Hitze ist dort ja sehr gross, es war um die 49 Grad. Nachher ist eine andere Mutter gekommen mit einem etwa neunjährigen Knaben. Dieser hatte Hungerödeme. Eine Hilfe war nicht mehr möglich. Auch er ist nach dreiviertel Stunden gestorben.

Ich finde es ganz schlimm, dass die Amerikaner jetzt sagen: «Die Kinder lachen wieder.» Ich habe zu viele Kinder gesehen, die Gesichter haben wie Greise. Auch am Fernsehen verfolgte ich, wie die Amerikaner Schönfärberei betreiben. Sie zeigen etwas, was ich nicht gesehen habe. In ihren Riesencamps gibt es gewiss Leute, denen es besser geht. Aber wer *mit dem Volk* lebt, sieht, dass die Not noch immer sehr gross ist.

Die US-Soldaten müssten eigentlich ihre Maschinengewehre niederlegen, damit sie ihre Hände freibekommen, um *Wassergräben und Wege* zu bauen. Nur so käme die Bevölkerung in die Lage, das Land wieder bebauen zu können. Die Soldaten müssten wenigstens bereit sein, die Kommunikation mit den Menschen herzustellen, um zu wissen, was die Bevölkerung braucht. Das erste, was ich in Merca machte, war, nach einem Brunnen zu fragen. Ich musste wissen, ob Wasser da ist, um die Arbeit aufnehmen zu können.

NW: Aber tun die Soldaten wenigstens etwas, um die vielen Minen zu räumen, die Somalias Bevölkerung terrorisieren?

Vre Karrer: Im Norden des Landes gibt es Equipen, die nach diesen *Minen* suchen. Tatsächlich werden immer wieder Menschen durch hochgehende Minen verletzt. Ich sah Menschen, die durch Splitter ein Auge verloren hatten, Frauen, die ohne Hände waren. Ich kann die Kinder ohne Beine, ohne Arme nicht vergessen. Sie lesen irgendwo eine Antiperson-Mine auf und werden durch die Explosion schwer verletzt. Die medizinische Versorgung ist völlig unzureichend, die Wunden werden schlecht vernäht. Die Heilung verzögert sich wegen der Unterernährung. Die Leute

haben denn auch Angst. Das sieht man in ihren Augen.

Die UNO-Truppen müssten zur Hälfte aus Frauen bestehen

NW: In der Zwischenzeit ist das Oberkommando über die UNO-Truppen von den USA formell an die Vereinten Nationen übergegangen. Die UNO-Truppen in diesem ostafrikanischen Land sollen künftig 28 000 Mann umfassen. Wie siehst Du die Zukunft dieser «Samariter in Uniform»?

Vre Karrer: Die UNO-Truppen müssten ganz anders ausgebildet und die Hälfte von ihnen müssten Frauen sein. Und unbedingt unbewaffnet.

NW: Welches wäre die Aufgabe dieser Frauen?

Vre Karrer: Frauen wissen, was es zum Leben braucht. In Somalia sind es ja die Frauen, die im Moment alle Arbeit leisten, während die Männer Krieg führen. Wir müssen auch lernbereit auf diese Frauen zugehen, mit ihnen leben und uns einfühlen in ihre Kultur. UNO-Soldaten oder -Soldatinnen, wenn sie denn noch so heissen sollten, müssten sich bewusst werden, dass sie als *Lernende* und nicht als *Lehrende* oder gar *Befehlende* hier sind. Ich selbst habe in kürzester Zeit viel von diesen somalischen Frauen gelernt, sie haben eine wertvolle Kultur und Überlieferung, auch im Medizinwesen.

Nur humanitäre Motive der USA?

NW: Die USA bleiben vorläufig noch mit 4000 Soldaten im Krisengebiet. Es wird immer wieder gesagt, die letzte verbliebene Supermacht sei nicht oder nicht nur aus humanitären Gründen in Somalia. Wie denkst Du darüber? Teilt vor allem auch die Bevölkerung dieses Misstrauen?

Vre Karrer: Verschiedene Somalier haben mir erklärt, sie würden die UNO-Soldaten akzeptieren, aber nicht die Amerikaner. Sie

sagten mir übereinstimmend: «Die Amerikaner haben uns zwar geholfen, aber sie sind dennoch mit einer ganz anderen als nur humanitären Absicht gekommen. Sie wollen *Somalia als Stützpunkt* und werden darum das Land bestimmt nicht mehr verlassen.» Diese Somalier sind nicht «auf den Kopf gefallen». Sie wissen, welche strategische Bedeutung das Horn von Afrika für die europäische Erdölversorgung hat. Tatsächlich setzen sich die US-Soldaten immer nur an strategisch wichtigen Punkten fest, wie zum Beispiel auf dem Flughafen von Mogadischu, und überhaupt nicht im Landesinnern, wo ihre Präsenz mindestens ebenso erforderlich wäre. Im Hafen von Mogadischu befinden sich die grössten Flugzeugträger. Somalia ist daher ein besetztes Land. Auch im Hafen von Merca liegen grosse Kriegsschiffe vor Anker. Die strategisch wichtigen Häuser sind von Amerikanern besetzt. Somalia ist ein an Bodenschätzen reiches Land. Das wissen nicht nur die Amerikaner, sondern auch die Somalier.

NW: Welche Chance gibst Du noch einer politischen Lösung für die Zukunft dieses leidgeprüften Landes?

Vre Karrer: Für mich ist das eine schwere Frage. *Umdenken* müssten wir auch in *Europa*. Wir sollten die Menschen in Somalia als uns ebenbürtig betrachten und solidarisch auf sie zugehen. Somalia wie andere Drittweltländer sind uns wirklich nichts schuldig. Wir müssten mit unserem Geld die Entwicklungszusammenarbeit mit dem somalischen Volk fördern. Es wäre allerdings eine Anmassung, wenn wir von einer nomadischen Bevölkerung verlangten, dass sie unseren Lebensstil und unsere Demokratie einfach kopierten. Die Voraussetzung für eine gute Entwicklung in Somalia wäre, dass wir nicht bewaffnet intervenieren, auch nicht mit UNO-Truppen, und gewissermassen als *Gebende* auftreten, sondern bereit sind, von diesen Menschen zu lernen. Das wäre ein Prozess, der viele Jahre dauern würde.

Solidarisch mit den somalischen Frauen

NW: Hast Du die Absicht, nochmals nach Somalia zu reisen?

Vre Karrer: Gewiss ist mein Einsatz nur ein Tropfen auf einen heissen Stein. Aber ich bin gerne unterwegs für die Frauen und Kinder in diesem Land. Mich beeindruckten die Somalierinnen, gerade auch in ihrer Trauer. Sie haben sich trotz allem ihren *aufrechten Gang* bewahrt. Wir können von ihnen nur lernen.

NW: Hoffst Du, das Distrikthospital von Merca doch noch zu eröffnen?

Vre Karrer: Peter Dürner, der Projektleiter der Deutschen Rettungsflugwacht,

hat eine Organisation «*Direkthilfe für Somalia*» gegründet, die für die betroffene Bevölkerung sammelt. Er hat auch ein Konzept erarbeitet, wie wir dieses Spital doch noch eröffnen könnten. Ich habe ihm zugesagt, dass ich meinen Beitrag leisten werde, sobald ich wieder einreisen kann. Diese Organisation gibt mir besser als jede andere, besser auch als das IKRK, die Möglichkeit, den Menschen in Somalia wirklich zu begegnen. Ich kann zum Beispiel nicht Geburtshilfe leisten oder im Spital die Geburtsstation einrichten, ohne gleichzeitig mit diesen Menschen zusammenzuleben.

NW: Ich wünsche Dir, liebe Vre, dass Du Deine Pläne in Merca noch verwirklichen und den Menschen dort helfen kannst. Vielen Dank für dieses Gespräch.



VOR 50 JAHREN

Leonhard Ragaz zum 100. Geburtstag Bertha von Suttners

Am 9. Juni ist der hundertste Geburtstag Bertha von Suttners. Mitten im zweiten, schwereren Weltkrieg! Ein eigener Umstand. Scheinbar fast eine Ironie. Und doch keine, im Gegenteil, etwas, was den Glanz dieser Tatsache erhöht. Denn es ist das Grösste am Leben und Wirken dieser Frau, dass sie schon den ersten Weltkrieg mit aller Kraft, die ihr zur Verfügung stand, hat verhindern wollen... Ich frage: Macht es sie klein, dass sie den Weltkrieg, den ersten wie den zweiten, nicht hat verhindern können? So mögen Leute denken, die den Wert eines Lebens nur nach dem äusseren *Erfolg* bemessen können..., Leute, die offenbar meinen, eine so unerhörte Revolution im menschlichen Wesen, wie die Besiegung des Krieges, müsse beim ersten Anlauf gelingen, während sie im gleichen Atemzug bereit wären, ihre Unmöglichkeit zu betonen...

Das ist die Grösse dieser Frau. Sie ist nicht in allem gleich gross. Ihr epochemachender Roman «Die Waffen nieder!», der ähnliches Aufsehen erregt hat wie ein wenig früher der gegen die Sklaverei gerichtete einer andern Frau, «Onkel Toms Hütte» von Henriette Beecher-Stove, erreicht diesen an künstlerischer Kraft und Grösse bei weitem nicht... Das Grosse, ja das Wunderbare jener Dichtung aber ist die Dichterin selbst. Nun stossen wir